



Christine Funk

Orte des Lebens und der Verbundenheit

Über den ökologischen Wandel von Friedhöfen zwischen den Religionen

Dieser Beitrag spiegelt verschiedene Beobachtungen der sehr unterschiedlichen bezirklichen Praxis, auf Berliner Friedhöfen Begräbnismöglichkeiten nach islamischem Ritus einzurichten. Darin zeigt sich das Potenzial, räumlich die Vielfalt von Existenzweisen der Menschen in der Stadt anzuerkennen, zu gestalten und damit zur Transformation der Gesellschaft in ökologischer Verantwortung beizutragen. Die Bedeutung von Friedhöfen als Orten der Verbundenheit zwischen Tod und Leben, Kultur, Natur, Lebenswissen aus den Religionen wird gerade neu erkennbar. Die Rede von „Integration“ richtet den Blick auf die Leistung der Menschen, die in Migration sind. Sich beheimaten zu können, setzt voraus, dass die Erfahrung des Einräumens von Lebensmöglichkeiten – auch für trauernde – Menschen gemacht werden kann. Exemplarisch scheint mit dem Thema der Friedhöfe die Gegenseitigkeit auf, in der Akteure der gesellschaftlichen und ökologischen Veränderungen zur Gestaltung von Frieden und Gerechtigkeit aufeinander angewiesen sind. Dabei zeigt sich auch eine neue Wahrnehmung des „Religiöse[n] außerhalb der Religion“ (Latour 2014, S. 415), in dem Menschlichkeit im Innehalten regeneriert werden kann.

In Berlin gibt es 63 landeseigene Friedhöfe (plus zwei im Umland), 103 evangelische Friedhöfe (plus zwei im Umland), die als „geöffnet“ bezeichnet werden, neun katholische Friedhöfe, sieben sonstige (britisch, jüdisch, moslemisch (sic!), russisch-orthodox, sonstige).¹ Obwohl es viele Friedhöfe gibt, die nicht voll belegt sind oder sogar Freiflächen aufweisen, u. a. weil sich die Gewohnheit der Urnenbestattung oder Seebestattung bei der einheimischen Mehrheitsbevölkerung verbreitet, besteht seit Jahren eklatanter Platzmangel an Friedhofsflächen für Bestattungen nach muslimischem Ritus. Die Bezirke und die Evangelische Kirche, als historische „Gatekeeper-Religion“, sind dabei die Haupteigentümer der entsprechenden Stadträume. Seit knapp zehn Jahren arbeiten die Berliner Bürgerplattformen dafür, mehr Flächen für Begräbnisse nach muslimischem Ritus – insbesondere im Bezirk Neukölln – einzurichten. Nun scheint endlich ein Durchbruch erreicht. Lange Zeit wurden ihre Stimmen und Aktivitäten nicht gehört.

Für Bestattungen nach muslimischem Ritus gibt es den türkischen Friedhof an der Shehitlik-Moschee am Columbiadamm, der voll belegt ist, ebenso Flächen auf dem angrenzenden Alten Garnisonfriedhof am Columbiadamm. Seit Jahren müssen aber Trauernde, die ein Begräbnis nach islamischem Ritus wünschen, mehrheitlich ihre Toten auf dem Gatower Landschaftsfriedhof (Stadtbezirk Spandau) bestatten, was für die Bevölkerung Neuköllns oder Kreuzbergs einen beschwerlich langen Weg bedeutet.²

Nun spitzte sich in diesem Jahr die Situation zu, als bekanntgegeben wurde, dass ab April keine Beerdigungen auf

dem Friedhof in Gatow mehr angenommen werden können. Nach vielen Erweiterungen in den letzten Jahrzehnten und Tausenden muslimischen Gräbern brauche man nun dringend Unterstützung vom Senat. Um das stadtweite Problem der Unterversorgung mit muslimischen Grabflächen zu stemmen, müssten nun auch andere Bezirke Begräbnisflächen vorhalten, so der Appell an den Senat und die anderen Bezirke, jeweils wohnortnahe Bestattungsmöglichkeiten für Menschen islamischen Glaubens zu schaffen.

Erfahrungen der Berliner Bürgerplattformen

Für die Bürgerplattform WIR in Neukölln³, die ein Teil der Berliner Bürgerplattformen des Community Organizing ist, ist dieser Missstand schon seit 2015 ein Schwerpunkt des gemeinsamen Engagements der in ihr zusammenwirkenden (nicht nur religiös grundierten) Gruppen. In den gemeinsamen Recherchen und Aktionen wurde schnell deutlich, dass die Frage nach den Friedhöfen kein morbides Thema ist, sondern im Gegenteil ein höchst vitales, kein ideologisches, sondern ein zutiefst menschliches. Jeder kann in die Situation kommen, mit dem Tod von Angehörigen und Freunden konfrontiert zu sein und Raum und Ausdruck dafür zu brauchen. Besonders, wenn um tote Kinder getrauert wird, zeigt sich schnell die Verbundenheit zwischen Menschen, die sich vorher nicht kannten, aber den Schmerz teilen können (vgl. Funk 2022, S. 217 f., S. 221 f.).

2014 begannen die Bürgerinnen und Bürger von WIR in Neukölln zu recherchieren, welche Gründe der seltsame Mangel trotz der vorhandenen Flächen haben könnte, denn gerade auf der Hermannstraße reiht sich ein alter Friedhof neben den anderen. Es stellte sich schnell heraus, dass

1 Vgl. Informationen über die Berliner Friedhöfe im Internet. Zusammenstellung durch die Senatsverwaltung für Umwelt, Verkehr, Klimaschutz, www.berlin.de/friedhoefe, www.meinkiez-meinfriedhof.de/, abgerufen am 30.10.2023.

2 Vgl. zuletzt: Berliner Friedhöfe: Protest gegen akuten Mangel an Grabstätten für Muslime – Senat verspricht Abhilfe | rbb24, abgerufen am 30.10.2023

3 <https://gfberlin.de/project/wir-in-neukoelln/> und <https://www.community-organizing.de/buergerplattformen-in-deutschland/berliner-buergerplattformen/>, abgerufen am 30.10.2023.



die Evangelische Kirche in Berlin Eigentümerin der meisten Friedhofsflächen ist, die entweder von den Gemeinden verwaltet werden oder vom Evangelischen Friedhofsverband, der ein großer Träger vieler Friedhöfe zumeist aus dem 19. Jahrhundert ist. Auf diesen finden zunehmend Urnenbestattungen statt, was für den Unterhalt der Friedhöfe nicht so lukrativ ist wie Erdbestattungen. Friedhöfe können also auch ein ökonomisches Defizit bekommen, wenn sich die Bestattungsüblichkeiten verändern, wenn Urnen- oder Seebestattungen zunehmen, wie derzeit in der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Gleichzeitig sind die Träger der Friedhöfe an Flächennutzungspläne gebunden, die dem berechtigten Gedanken folgen, dass Trauern und Gedenken Raum und Ausdruck braucht, die Flächen also „würdig erhalten werden“ müssen. „Hecken müssen geschnitten werden, Laub im Herbst gefegt werden, alles kostet Geld“, sagt jemand, der sich auskennt. Eigentlich würde man gern Fläche abgeben, aber nicht verkaufen, verpachten kann man nicht, was wäre eine „würdige Nutzung“, die sich trägt? Eine interessante Frage angesichts der Musealisierungstendenzen der Friedhöfe als Orte eines „immateriellen Kulturerbes“, das sich mit der Fokussierung auf „deutsches Kulturerbe“ einzuengen droht, indem die sich wandelnden Ausdrucksbedarfe der jetzt trauernden Menschen leicht übergangen werden.

Die Vorbehalte gegenüber der menschlich nachvollziehbaren Forderung nach wohnortnahen Friedhöfen ist ausgerechnet in Neukölln jahrelang ein Politikum. Hier wohnen viele Menschen, die längst keine Gastarbeiter mehr sind, sondern in der dritten und vierten Generation selbstverständlich Bürgerinnen und Bürger der Stadt. Und für einen so großen Teil der Bevölkerung soll es keinen Ort für den Ausdruck der Trauer in ihrer Stadt geben? Wo andererseits um die Nutzung der zu groß gewordenen Friedhofsflächen gerungen wird, wo „Prinzessinnengärten“ und andere schöne ökologische und „alternative“ Projekte eingerichtet werden?

Nun ist die politische Anerkennung des „anderen Ritus“, nicht nur auf Friedhöfen, in der Kommunikation der in Neukölln führenden Politiker jahrelang von Vorbehalten gegenüber der muslimisch gelesenen Bevölkerung geprägt. 2017 wurden die muslimischen Begräbnisflächen dann zum Wahlkampfthema, obwohl „mit Friedhöfen keine Wahl zu gewinnen ist“, wie einer der Politiker zugab. Damit war genau das Thema des eigenen Machterhalts artikuliert, die den vernehmlichen Bedarf einer engagierten Bürgerschaft, die in den Plattformen zusammenwirkt, zu ignorieren sucht. Zunächst schien doch Hoffnung auf Veränderung: Der Baustadtrat, der Evangelische Friedhofsverband und eine Vertretung der Landeskirche hatten die Einräumung einer entsprechenden Fläche in Aussicht gestellt, die dann aber doch nicht realisiert wurde. Erst, als die Mitgliedsgruppen der Bürgerplattform, zu der durchaus auch nichtmuslimi-

sche Gruppen gehören, mit leeren Särgen vor der Sitzung der letzten Bezirksverordnetenversammlung der Legislatur protestierten, handelte die damalige Bezirksbürgermeisterin und sagte auf dem landeseigenen Südsterne-Friedhof 1000 Gräber zu, auf einer Fläche, die damals für die Erweiterung des Naherholungsgebiets Hasenheide projektiert war.

Ein Jahr später, im August 2018, konnte der neue Bürgermeister den Friedhof in Anwesenheit zahlreicher Bürgerinnen und Bürger eröffnen. Die Ansprachen, die bei der Eröffnung gehalten wurden, waren sprechend: Während der Bürgermeister Worte der Normalität des Vorgangs bemühte und betonte, dass es „nichts Besonderes“ sei, seine Toten wohnortnah begraben zu können, wurde von den Sprechern der Bürgerplattform betont, dass nun endlich erreicht sei, was so lange nicht möglich war, welcher Gewinn an Lebensqualität in der Stadt für sie damit verbunden sei. Und überall, wo es um Öffentlichkeit und Religion geht, gibt es eine erhöhte Sensibilität für Symbolik: was, wer, wie repräsentiert wird. Die Frage des WIE und die Symbolhaftigkeit von Kleinigkeiten sind oft atmosphärenprägend. So gab es zunächst vonseiten „der Politik“ die Intention, dass das Eröffnungsgebet von der Inhaberin einer Moschee aus einem anderen Stadtbezirk vorgenommen werden sollte, die aber weder in Neukölln präsent war, noch zu den Mitgliedsgruppen der Bürger Neuköllns gehörte. Ein Zeichen, das alle Mitglieder der Bürgerplattform als zurückweisend empfanden, auch wenn sie selbst nicht zu den betenden Gruppen gehörten. Und auch ein Zeichen, wie schwierig offenbar die Anerkennung der kommunal Engagierten für politische Repräsentanten ist. Schließlich beteten der Imam einer sunnitischen Moschee und der einer schiitischen gemeinsam in der Öffentlichkeit, flankiert von verschiedenen anderen Gemeindeleitern, und in ihr Amen stimmten der anwesende evangelische Pfarrer, der katholische Priester und die meisten Anwesenden vernehmlich ein. Sichtbarkeit einer zarten neuen Ökumene!

Nach anderthalb Jahren war der Friedhof 2019 belegt. Auf diesem Friedhof ist nun u. a. ein einst beliebter Imam einer Gemeinde beerdigt, und viele erzählen, welche Freude es für sie ist, am Columbiadamm vorbeizufahren und zu wissen, dass dieser geschätzte Mensch nun dort noch in ihrer Nähe ist, und nicht in „Bangladesh oder in Gatow“. Die schnell erhobene Forderung nach „Integration“ ist ja nicht nur die technische Leistung der Anpassung, sondern auch die Möglichkeit, sich an gemeinsamen Orten zu freuen, Orte der Erinnerung an die gemeinsam bestandene Geschichte zu haben, wo je neu Zuversicht und Kraft zum Miteinander gewonnen wird.

Dies kann nun allem Anschein nach auch an anderen Orten möglich werden. Am 19. Oktober weihte der Evangelische Friedhofsverband im Wedding auf dem Sophien-III-Kirchhof

ein Gräberfeld ein. Am 10. November plant der Bezirk Mitte auf dem Friedhof Seestraße die Eröffnung einer Fläche. „Derzeit werden weitere Friedhofsflächen in Berlin auf ihre Eignung für islamische Bestattungen überprüft, um neue Bestattungsangebote zu schaffen.“⁴

„Ein Friedhof für alle Bekenntnisse“ – Berliner städtische Friedhofsgeschichte

Am Tag des offenen Denkmals, jedes Jahr Anfang September, kann man auch Friedhöfe besuchen. In diesem Jahr lernte ich so den Zentralfriedhof Friedrichsfelde kennen. Als „Friedhof für alle Bekenntnisse“ wurde seine Einrichtung 1881 als Parkfriedhof als innovativ gefeiert. Hier sollten Arme, Reiche und „Menschen aller Bekenntnisse“ begraben werden können (vgl. Hofmann 2021). Die mit-schwingende Idee der Anerkennung der rituellen Vielfalt und ein Versuch, die Klassengegensätze angesichts des Todes abzumildern, galt als fortschrittlich. Als „Sozialistenfriedhof“ wurde der Friedhof nach der Beisetzung Wilhelm Liebknechts, einem der Gründer der Sozialdemokratischen Partei, im Jahr 1900, bald überregional bekannt. Weitere Gräber von Sozialisten, wie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, folgten. Auf diesem Friedhof kann man heute auch den Kontroversen im Gedenken nachspüren, wenn man von den Streitereien und Kämpfen zwischen Sozialisten und Kommunisten um ihre jeweiligen Gedenkorte liest und die Orte betrachtet.

Im Licht des „Sozialistenfriedhofs“ erscheint die „Neuköllner Friedhofsgeschichte“ geradezu als besondere Note der List der Geschichte. Dass ausgerechnet Politiker aus der Partei der Arbeitertradition, nachdem die Erzählung der Geschichte der Arbeiterbewegung gesamtgesellschaftlich nicht mehr nur marginalisiert, sondern gänzlich verschwunden zu sein scheint, nicht erkennen, dass sich Gastarbeitergeschichte an den Orten der verschiedenen muslimischen Gemeinden in Neukölln und Kreuzberg wie in anderen Städten nun als „Religionsgeschichte“ erzählen ließe (vgl. Herz/Munsch/Perels 2019)! Die Anerkennung der Vielfalt der Familien, die hier heute leben und die im Tod auch bei der Familie bleiben wollen, wäre über die Etablierung der diversen Friedhofsflächen längst gestaltbar. Als kulturelles Sozialistenerbe erscheint so die Haltung der Konfrontativität, die laizistisch aufgeladen, Bereitschaft zu Aushandlung und Gestaltung vermissen lässt.

„Als ich ein Kind war, hat mir mein Papa immer gesagt, wenn ich groß bin, soll ich immer die SPD wählen, denn sie ist die Partei der kleinen Leute wie wir“, erzählt ein in der Bürgerplattform engagierter junger Ingenieur. „Aber ich habe das hier nicht erlebt.“

⁴ <https://www.berlin.de/sen/uvk/natur-und-gruen/stadtgruen/friedhofe-und-begraebnisstaetten/islamische-bestattungen/>, abgerufen am 31.10.2023.

Ein weiterer Aspekt des konfrontativen Verstehens von Säkularität versus Religion (und umgekehrt) übersieht die Verbundenheit in der Ablehnung nach dem Motto: „Ich brauche dich als meinen Feind, damit ich sein kann.“ Darin lädt sich die Bedeutung von Religion von allen Seiten mit Projektionen auf und kann verschiedene Funktionen gleichzeitig erfüllen, was in einem vorwiegend essentialistischen Religionsverständnis (auch von den Vertretern der Religionen) oft übersehen wird. Aus dem Bezirk Lichtenberg ist zu hören, dass die Lebendigkeit des denkmalgeschützten Zentralfriedhofs Friedrichsfelde gegenwärtig durch Anfragen aus dem Bereich des Buddhismus in Gestalt vieler Menschen aus Vietnam aufrechterhalten wird und zu gestalten ist.

Gräber von Muslimen auf katholischen Friedhöfen

Meine Recherche-E-Mail an die Zentralverwaltung von acht der katholischen Friedhöfe wird in einem Anruf am Samstagmittag beantwortet: „Für solche Anfragen habe ich im Büro keine Zeit.“ Die gewissenhafte Angestellte hat viel zu tun! Meine Frage nach muslimischen Begräbnissen beantwortet sie schnell, unkompliziert, umfassend: „Wir beerdigen alle. Auf unseren Friedhöfen wird verschieden geglaubt, meistens aber gar nicht. Tot sind alle in der Erde und trauern tut jeder Mensch anders. Aber das ist genau das, was uns verbindet.“ Dann höre ich vom Friedhof der St. Michael-Gemeinde auf der Hermannstraße, wo „schon lange“ nach islamischem Ritus beerdigt werden kann, „wenn die Leute ansonsten mit den Friedhofsregeln einverstanden sind. Bei uns kann jeder in seiner Richtung im Grab liegen“. Ein Besuch auf dem Friedhof bestätigt das Gehörte.



Abb. 1: Spielzeug und Caprisonnentütchen auf einem Kindergrab (Fotos: Christine Funk)

Gleich am Eingang links viele Kindergräber, dann große Familiengräber mit glänzenden schwarzen Grabplatten, jede Familie dekoriert anders, von pompös bis schlicht.

Auch hier ein Spiegel der Vielfalt der Gesellschaft, die sich nach islamischem Ritus beerdigen lässt. Wenn der Begräbnisritus vollzogen ist, beginnt die Freiheit des Gedenkens, das eher kulturellen Üblichkeiten zu folgen scheint. Die religiöse Erkennbarkeit kann variieren. Darin sind Überschneidungen, Verflechtungen, Verbindendes erkennbar. Auf den meisten Kindergräbern ist Spielzeug, religionsübergreifend. Elterntrauer findet auch vor Spielwarenläden statt. Caprisonnentütchen erinnern an die Verstorbenen im Supermarktregal und auch auf dem Friedhof. Friedhöfe als inter-religiöse Orte lassen erkennen, dass interreligiös mit „lebensnah“ übersetzt werden kann. Oder auch wie verbindend eine Figur wie Maria/Meryem gerade für Muslime und Christen sein kann, wenn ein Marienpüppchen unter der Tafel mit der Fatiha auf einem muslimischen Grab auf dem Emmaus-Friedhof in Neukölln platziert ist. Und gleichzeitig erscheint die Erinnerung an die konfessionellen Streitigkeiten, die um die Anerkennung der Bedeutung von Maria in der evangelisch-katholischen Kontroversgeschichte identitätsstiftend waren, in neuem Licht.



Abb. 2: Eine Quittenallee führt zu den muslimischen Gräbern auf dem evangelischen Luisenfriedhof III am Fürstenbrunner Weg in Berlin-Westend

„Unsere Friedhöfe tragen sich. Wir dürfen ja keine Gewinne machen, müssen aber wirtschaftlich sein. Und wir führen auch ordnungsbehördliche Bestattungen durch“⁵, erfahre ich weiter aus der katholischen Friedhofsverwaltung. „Wenn jemand ordnungsbehördlich bestattet wird, heißt es nicht automatisch, dass niemand zur Beerdigung kommt, manchmal kommen sogar viele Menschen von der Straße. Die Beisetzung von Urnen machen wir oft in abgelaufenen Gräbern.“ Dass diese Praxis nicht von allen als angemessen empfunden wird, höre ich von Menschen, die sich um die Gestaltung der historischen Gräber und auch die Würde der Verstorbenen sorgen, deren Namen nur auf kleinen Plastikplättchen stehen, die, wie im Botanischen Garten bei den Einsaaten, auf einem Spießchen in der Graberde stecken.

⁵ Ordnungsbehördliche Bestattungen werden angeordnet, wenn keine bestattungspflichtigen Angehörigen ermittelt werden können und keine Bestattungsvorsorge besteht. Dann übernimmt der Staat die Kosten für ein einfaches Begräbnis.

Steinmetze hätten Gestaltungsvorschläge, die beide Anliegen verbinden. Eine andere kritische Stimme fragt, warum die ordnungsbehördlichen Bestattungen nicht in jedem Bezirk vorgenommen würden, denn auch hier gelte die Überlegung der wohnortnahen Bestattung für die Trauernden. Überlegungen, unabhängig von religiöser Zugehörigkeit!

Die Quitte beruhigt das Herz

Eine ganz andere Situation findet sich auf dem evangelischen Luisenfriedhof III am Fürstenbrunner Weg in Westend. Eine Quittenallee führt jeweils durch die beiden Bereiche mit den muslimischen Gräbern. Dicke gelbe Früchte – im Oktober erntereif. „Wir ernten sie, versaften sie und verschenken den Saft. Dann können die Leute Gelee kochen“, höre ich vom Leiter des Friedhofs, Thomas Höhne, der mich auf meine E-Mail-Anfrage zu einer Ortsbegehung eingeladen hat. Sofort kommt mir das Gedicht von Herrn von Ribbeck im Havelland, in dessen Garten der berühmte Birnbaum stand, in den Sinn. „Freigiebigkeit über den Tod hinaus, anderen zu Nutzen sein zu wollen“, spiele in den Vorstellungen zu Tod und Sterben in den Kulturen des Orients eine große Rolle, habe er gelernt, erzählt der Landschaftsarchitekt und -gärtner. Er gestaltet diesen Friedhof im Einvernehmen mit dem Träger, der evangelischen Luisengemeinde in Charlottenburg, seit Jahren nach Gesichtspunkten, die die vegetationsmäßige Vielfalt dieser Welt hier erlebbar macht. So gibt es einen mediterranen Bereich, „Ölberg“, für Menschen, die hier eine Verbundenheit empfinden. Gerade wird ein nordischer Bereich fertiggestellt.

Diese natürliche Vielfalt spricht Menschen an, die für den Todesfall vorsorgen, und gibt Angehörigen die Möglichkeit, den Vorlieben ihres Toten und auch den eigenen zu entsprechen, den Besuch am Grab als Gelegenheit wahrnehmen können sowie in ihrer Trauer in schöner Umgebung Erholung und Frieden zu erleben. „Der Friedhof trägt sich zu hundert Prozent“, betont der engagierte Friedhofsmann, der Angebot und Nachfrage hier als Bestätigung des Konzepts der Verbindung von Ökologie, dem Angebot der Stille in der bewegten Vegetation, neue Begegnungsmöglichkeiten und so neue Kultur zu schaffen, versteht, das Berlinerinnen und Berliner jeglicher Weltanschauung und Religion anspricht. Insofern schafft die vorgängige landschaftsarchitektonische Prägung und ökologische Ausrichtung des Friedhofs Offenheit für religionenverbindende Mitgestaltung von Schöpfung. Er hat Kontakte zu den Charlottenburger Moscheegemeinden aufgenommen, sich mit islamkundigen Fachleuten beraten.

Inspirierend, die Übereinstimmung in Naturbeobachtung neu zu entdecken, die in der orientalischen Überlieferung die „Königsfrucht“ Quitte geradezu als „Antidepressivum“ tradiert – und auch Hildegard von Bingen, als Nonne des Hochmittelalters am Rhein, beschrieb Vergleichbares. Anderen nützlich sein zu können im Leben und auch über

den Tod hinaus, ein Gedanke der Trauerbewältigung, der neu Verständnis von Leben in Verbundenheit ermöglicht – das Grab von Benni auf einer der muslimischen Grabfläche erzählt genau das. Auf einem Stuhl neben dem hellen, reich dekorierten Grab, stehen Plastikdosen, gefüllt mit Süßigkeiten: „Bitte nehmen“ steht auf dem Zettel unter dem durchsichtigen Deckel. Der Friedhofsleiter weiß, dass Benni 19-jährig mit dem Motorrad tödlich verunglückt ist. Seine Mutter kommt oft zum Grab und spricht gern über Benni. Sie war bereit, einer Konfirmandengruppe, die sich zum Thema „Tod im Islam“ informieren wollte, von Benni zu erzählen. In ihrer Trauer kann sie so „anderen nützlich“ sein, und das erleichtert sie. So sei eine Verbundenheit mit den jungen Leuten sofort dagewesen, die so nah an den Einstellungen sind, die auch ihrem Sohn wichtig waren. Ihre Herzlichkeit im Sprechen über den Sohn, ohne Vorwurf des Leichtsinns, habe die Jugendlichen sehr bewegt.



Abb. 3: Benni Grab mit Süßigkeiten zum Mitnehmen

Religion in Kommunikation über Erfahrungen im Leben, an seinem Anfang, seinem Wandel, dem Tod – vieles ist dabei neu zu üben, wie Zuhörenkönnen und -wollen. Aushalten von Ungerechtigkeit, Schmerz, Hoffnung auf Verwandlung. Ein guter Ort wie dieser ermutigt dazu. Auf dem Friedhof als öffentlichem Raum werden Schmerzerfahrungen öffentlich geteilt. Hier auf dem Luisenfriedhof gibt es auch den Gedenkort für die „Opfer des osmanischen Genozids 1912–1922“, der durch die Initiative von Nachkommen von Armeniern, Aramäern, Assyern, Chaldäern, griechisch-orthodoxen Christen aus Pontos, Kleinasien und Thrakien in langjährigem Engagement mit Aushandlungen und trotz vieler Rückschläge eingerichtet werden konnte. In ihm spiegeln sich auch die Mühen um Anerkennung von Erinnerungen von Minderheiten, die gleichwohl Orte der Sichtbarkeit brauchen. Erinnerungskultur mit Minderheiten teilen, ein hoch aktuelles Thema! Und vielleicht herausragende Aufgabe für die Orte „immateriellen Kulturerbes“, das Zerstörung und Auslöschung nicht die Sicht den „Siegern der Geschichte“ überlassen mag? Es sind immer Menschen, die Versöhnungsschritte gehen, nach Jahren kann man sie als Wege erkennen. Immer sind es Schritte, die zählen.

So beobachtet der Leiter des Friedhofs, dass viele, die die muslimischen Gräberfelder besuchen, an diesem Gedenkort vorübergehen, die Geschichte wahrnehmen und durchaus teilnahmsvoll innehalten. Kleine Schritte der Bereitschaft, den Schmerz der anderen anzuerkennen. Dass dies nachträglich leichter fällt, ist eine Erfahrung, die schmerzlich verbindet. Darin kann sich Wandel schaffen, so die Hoffnung.

Am zweiten muslimischen Gräberfeld des Luisenfriedhofs sind die Quittenbäume noch nicht so groß wie auf dem ersten, aber auch hier viele reife Früchte. Beim Blick über die verschieden gestalteten Gräber erinnert sich Thomas Höhne an den Mann, der bereits mit Deutsch als Muttersprache in seiner türkischen Familie aufgewachsen ist, der ihm nach der Bestattung seines Vaters hier gesagt hat. „Jetzt habe ich hier eine Heimat.“

Dass auf dem Luisenfriedhof zuletzt ein Workcamp für russischsprachige Jugendliche stattgefunden hat – einerseits zur Begegnung, andererseits, um nötige Erhaltungsarbeiten für den Friedhof zu leisten –, höre ich als weiteres Beispiel für die Kraft, auf Friedhöfen Leben, Tod und Überleben zu verbinden und so Orte der gesellschaftlichen und ökologischen Transformation zu schaffen. Voraussetzung, wie immer, sind Menschen, die gestalten können und wollen und über ihre Profession hinaus lernbereit und unvoreingenommen kooperativ sind. Friedhöfe also nicht nur verwalten, sondern ökologisch gestalten, damit neu Menschlichkeit in Begegnung wachsen kann – eine Best-Practise-Empfehlung!



Prof. Dr. Christine Funk

Professorin für Systemische Theologie, KHSB –
Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin

Quellen:

- Latour, B. (2014): Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen, Berlin.
- Funk, Ch. (2022): Community-Organizing-Prozesse verwirklichen Partizipation: Interreligiöse Plattformen entwickeln Demokratie, in: Lutz, R./Kiesel, D. (Hrsg.): Sozialarbeit und Religion, Weinheim.
- Hofmann, J. (2021): Ein Friedhof für alle Bekenntnisse, Berlin.
- Herz, K./Munsch, Ch./Perels, M. (2019): Gemeindezentren türkeistämmiger Muslime als baukulturelle Zeugnisse deutscher Migrationsgeschichte, hrsg. v. d. Wüstenrotstiftung, Ludwigsburg.